

Jetta Schapiro-Rosenzweig

*Sag niemals, das ist dein
letzter Weg*



*Flucht aus Ponar – eine Mutter und ihre kleine
Tochter kämpfen ums Überleben*

Jetta Schapiro-Rosenzweig

Sag niemals, das ist dein letzter Weg

«Автор»

Schapiro-Rosenzweig J.

Sag niemals, das ist dein letzter Weg / J. Schapiro-Rosenzweig —
«АВТОР»,

Jetta Schapiro-Rosenzweig wurde als Tochter einer wohlhabenden Familie in Wilna geboren. Als die Stadt 1939 von sowjetischen Truppen erobert wurde, war Jetta schon mit Jascha Schapiro verheiratet und hatte mit ihm eine Tochter – Tamar. Im Herbst 1940 beschlagnahmten die Sowjets ihre Wohnung, und so kam die Familie auf Umwegen nach Ponar, in der Nähe von Wilna. Dort wurden sie Zeugen des deutschen Einmarsches und der Ermordung vieler Wilnaer Juden. Ihr Kampf ums Überleben begann: Flucht aus Ponar, Versteck in einem Kloster, Transport ins Wilnaer Ghetto. Mit der Auflösung des Ghettos zerbrach die Familie. Der Vater kommt ins KZ, die Mutter kann flüchten. Nach 1945 kehren beide nach Wilna zurück und erfahren, dass der Vater im KZ ermordet wurde. Tamar Dreifuß, ihre Tochter, hat diese Aufzeichnungen für das hier vorliegende Buch 'Sag niemals, das ist dein letzter Weg' aus dem Jiddischen übersetzt.

Содержание

Jetta Schapiro-Rosenzweig	6
Конец ознакомительного фрагмента.	20

Unter dem Titel »Auch wir waren in Ponar - Bekenntnisse einer Wilnaerin« erschien in Israel eine hebräische Ausgabe des gleichen Urtextes von J. Schapiro-Rosenzweig

©Beit Lohamei Haghetat

Mit freundlicher Genehmigung für den deutschsprachigen Raum

© 2001

e-book-Ausgabe 2020

RHEIN-MOSEL-VERLAG

Brandenburg 17, D-56856 Zell/Mosel

Tel. 06542/5151, Fax 06542/61158

www.rhein-mosel-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89801-905-7

Ausstattung: Stefanie Thur

Umschlagzeichnung: Samuel Bak

Jetta Schapiro-Rosenzweig

Sag niemals, das ist dein letzter Weg

Flucht aus Ponar – Eine Mutter und ihre kleine Tochter kämpfen ums Überleben

Aus dem Jiddischen von Tamar Dreifuß

Rhein-Mosel-Verlag

Dieses Buch widme ich meiner Mutter selig und meinen beiden Kindern Iris und Raphael.

Vorwort

Viele Stunden habe ich mit der Übersetzung dieses Buches meiner Mutter »Auch wir waren in Ponar« verbracht. Die ganze Zeit habe ich die Gestalt meiner Mutter vor mir gesehen. Eine zierliche blonde Frau mit blauen Augen. Eine »arische« Frau. Ihr Aussehen und ihre Russischkenntnisse standen ihr bei. Ihr Lebenswille und ihre eiserne Kraft haben dazu beigetragen, dass wir trotz allem am Leben geblieben sind. Ich bin ihr zu Dank verpflichtet. Dass ich heute ein Leben in einer intakten Familie genießen kann, ist nur Dank ihres Mutes und Durchsetzungsvermögens möglich geworden.

Es bestand eine sehr enge Beziehung zwischen uns. Obwohl ich nach meiner Heirat Israel verließ, wurde diese Beziehung nicht unterbrochen. Wir haben uns fast täglich geschrieben, sind öfter zwischen Deutschland und Israel hin und her geflogen und haben längere Zeit miteinander verbracht. Ich war mehr in Israel als sie in Deutschland. Der Besuch hier war immer mit Erinnerungen verbunden, die sie möglichst vermeiden wollte. Ihre Erlebnisse im Krieg haben tiefe Spuren hinterlassen. Nicht nur seelische, auch körperliche: Herz, Magen, Rheuma. Dies und noch mehr plagte sie bis an ihr Lebensende.

1985 erhielt ich einen Anruf von meiner Tante, dass beide Eltern sich im Krankenhaus befänden. Von einem Tag zum anderen buchte ich einen Flug nach Israel. Ich sah ein, dass die einzige Lösung darin bestand, sie zu mir zu nehmen und hier zu pflegen.

Es fiel ihnen nicht leicht, Israel zu verlassen, doch es gab keine Alternative. Ich habe meine Mutter fast drei Jahre gepflegt. Zum Schluss siegte die Krankheit über sie und sie verstarb in meinen Armen am 30. Oktober 1987. Mein Stiefvater lebte danach noch 10 Jahre bei uns. 1997 ist er mit 95 Jahren verstorben. So ging bei uns eine Epoche zu Ende.

Ich bin froh, dass ich mit meiner Mutter wenigstens die letzten Jahre verbringen konnte. Das Leben hier in Deutschland hat sie nicht mehr sehr gestört. Sie war glücklich, mit ihrer Tochter, ihren Enkelkindern und ihrem Schwiegersohn zusammen zu sein.

Ich bin froh, dass sie dieses Buch geschrieben hat und dass ich es übersetzen durfte. So wird sie bei vielen in Erinnerung bleiben und vielleicht dazu beitragen, dass sich diese Geschehnisse nicht wiederholen.

Tamar Dreifuß

Jetta Schapiro-Rosenzweig

Meine Erinnerungen, die ich schildern möchte, umfassen die Zeit von 1941 bis 1944. Ich möchte, dass meine Generation und auch die Nachfahren diese Überlebens-Erinnerungen kennenlernen. Sie dürfen nicht in Vergessenheit geraten.

Am Ende des Zweiten Weltkriegs war meine Heimatstadt Wilna zerstört. Es war nicht mehr mein Wilna – das jüdische Wilna gab es nicht mehr; auch die Familie von damals gab es nicht mehr. Meine Tochter Tamar und mich hatte das Schicksal übrig gelassen. Zusammen sind wir durch die Hölle gegangen und zusammen haben wir überlebt. Zwar fanden wir meine Schwester Mizia und ihren Sohn Samek bei unserer Tante Jannina – von ihr werde ich viel zu erzählen haben – doch wir erfuhren, dass Jonas, der Mann von Mizia, kurz vor der Befreiung von der Gestapo hingerichtet worden war. Mir wurde zugetragen, dass mein Mann Jascha in einem der deutschen Konzentrationslager ums Leben gekommen ist.

Wenig später gingen wir nach Polen. Dort habe ich Sigmund Rosenzweig kennengelernt. Er verlor während des Krieges seine Frau, seinen Sohn und seine Tochter. In ihm fand Tamar einen liebevollen Vater. Nach kurzer Zeit heirateten wir, und gemeinsam mit meiner Schwester und ihrem Sohn zogen wir nach Israel.

Ich will im folgenden versuchen, einiges von den vielen grauenvollen Geschehnissen jener Zeit zu schildern. Nur ein kleiner Teil davon kann hier zur Sprache kommen, es ist nur ein winziges Stück des Ganzen, trotzdem maßgebend für diese Epoche.

Der Anfang: Von Wilna nach Ponar 1941

Meine Heimat war Wilna, eine polnische Stadt nahe der litauischen Grenze. Wilna ist auch bekannt unter dem Namen »Jerusalem Delita«. In unserem Wilna erhielten sich viele alltägliche jüdische Gebräuche und volkstümliche Werte. Nicht nur die Elite konnte sich mit ihrem Namen rühmen, auch der einfache Mensch konnte sich dort entfalten. Das besondere an Wilna spiegelte sich in den Gesprächen zwischen den Holzfällern auf dem Holzmarkt, auf dem Schulhof in der Judengasse, in einer der Synagogen, es war das saftige Wilnaer Jiddisch.

1941 war Litauen schon von der Sowjetunion eingenommen worden und Deutschland hatte Polen schon ganz erobert. In diesem Jahr brach der Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion aus.

Jetzt, da ich den Versuch unternehme zu schildern, was wir erlebt haben, sowohl in Wilna, unserer Geburtsstadt, als auch in Ponar, während unserer Wanderungen in der Fremde, erscheint es sogar für mich, obwohl ich alles tatsächlich erlebt habe, schwer zu glauben, dass es in Wirklichkeit geschah.

Beim Erzählen wird sich hier und da ein Bild einschleichen von den guten Zeiten in der schönen Landschaft rund um Wilna, mit ihrem Hügeln ringsherum, dem Wilia-Fluss, den Brücken und Stränden. Nicht zu vergessen die Wangerskastraße neben dem Bäumemarkt (Holzmarkt). Dort habe ich eine glückliche Jugend in einem angesehenen jüdischen Haus verbracht.

Die Eigenart des Hauses bestimmten Vater und Mutter, jeder eine Persönlichkeit für sich. Besonders stark ist die Erinnerung an das Jahr 1940, an die Feste Purim und Pessach¹. Sie verkörpern für uns eine Epoche, die leider zu Ende ging. Das Purimfest (ähnlich dem Karneval) war für uns etwas Besonderes. Die Geburtstage sowohl meiner Schwester Mizia als auch meines Bruders Jerachmiel, der damals schon in Palästina lebte, der Hochzeitstag der Eltern und der Geburtstag meiner Tochter fielen alle auf diesen Zeitpunkt. Der Ursprung des Festes – Hamans Niedergang und die Rettung Mordechais und des Jüdischen Volkes in Persien – dieses Wunder aus der Ester-Rolle konnte ein historisches Zeichen mit hoffnungsvoller Bedeutung für die Zukunft sein.

Dies alles geschah, als Wilna von den Sowjets an die Litauer übergeben wurde. Obwohl die Litauer den Juden nicht gut gesonnen waren, konnten wir eine kurze Zeit in Ruhe unser Leben weiterführen.

Das Purimfest war für uns das fröhlichste und interessanteste von allen Festen. Auch in diesem Jahr brachte es Aufregung und Freude in unsere Familie. Wir waren voller Zuversicht, dass alles sich zum Guten wenden würde. Viele Gäste versammelten sich bei uns. Ich kann mich an die Torte erinnern, die meine Schwiegermutter uns schickte. Wiera, die Mutter meines Mannes, deren Name noch öfter im Buch genannt werden wird, war eine Frau von Adel. Sie bestellte die Torte in einer der bekanntesten Konditoreien Wilnas. Ich kann mich erinnern, dass die Torte aus lauter Muscheln bestand und jede war gefüllt mit Eis. In der Mitte war eine besondere Konstruktion, die Licht verbreitete. Selbstverständlich haben auch Hamantaschen und Kreplach (dreieckiges Gebäck, mit Mohn gefüllt und eine Fleischbeilage in Teig) nicht gefehlt. Wiera stammte aus der Familie Riwkind, die in Wilna hoch angesehen war. Leiser Riwkind besaß die besondere Erlaubnis in den Narutz-Seen zu fischen. Ihr Bruder, Dr. Riwkind, war Hals-Nasen-Ohren-Arzt. Etliche aus dieser Familie waren bei unserem Fest anwesend. So wie jedes Jahr, wurde das Fest mit vollen Obstkörben begangen, die ins Haus geliefert wurden. In Anbetracht dessen, dass die Hauptbeschäftigung unserer Mutter in der Führung eines Obst- und Gemüsegroßhandels bestand, durfte das Obst im Haus nicht fehlen.

Die ersten, die zum Fest kamen, waren Mizia, meine Schwester und ihr Mann Jonas. Sie reiheten sich in die Festgesellschaft ein und standen wie üblich in ihrem Mittelpunkt. Trotz der guten finanziellen Lage unserer Familie hatte sich im Unterbewusstsein die Sorge verbreitet, die in einer Bemerkung meiner Mutter zum Ausdruck kam. Dies hatte sie in jiddisch gesagt: »Gott soll geben, meine Kinder, dass unsere Lage sich nicht verschlechtern soll, »nicht schreib und nicht meck«.

Die Weine in unserem Haus brauchte man nicht anderweitig zu besorgen. Eines der Hobbys meines Vaters war die Weinherstellung. Hunderte von Weinen verschiedener Sorten befanden sich in unserem Keller. Jede Weinflasche war mit einem Etikett versehen auf dem das Herstellungsjahr und die Art der Zubereitung genau verzeichnet wurden. Im Obst- und Gemüsegroßhandel hatte meine Mutter die Oberhand. Sie leitete dieses Geschäft mit großem Elan und die Angestellten gehorchten ihr aufs Wort. Mein Vater war mit seinen Hobbys beschäftigt, denn außer dem Wein hatte er noch andere.

Die Gäste tranken »Lechaim« und die gute Laune stieg im Laufe des Abends. An diesem Tag war auch der Geburtstag meines Bruders Jerachmiel. Auf sein Wohl wurde ebenfalls so manches Glas gehoben.

Am Purimfest pflegte mein Vater Weinflaschen an seine engsten Freunde zu verteilen. Sie alle waren »koscher lepesach« (geeignet zum Verzehr am Pessachfest).

Beim Erwähnen des Wortes Pessach kommen mir Erinnerungen an die früheren Zeiten vor 1940, an die Pessachfeste bei uns im Hause. An Großvater mit seinem weißen Kittel. Er leitete den Sederabend genau nach den religiösen Vorgaben, angefangen bei der gründlichen Säuberung des Hauses bis hin zum Herrichten des Sederabends. Die Leckereien zu Pessach waren uns Kinder am liebsten. Sie wurden immer versteckt, doch wir hatten sie vorher im Geheimen ausgekundschaftet und genascht. Unsere Mutter hatte es ganz und gar nicht gut gefunden und war außer sich vor Wut. Ich erinnere mich an meines Vaters Worte: »Sich aufzuregen über solch' Lappalie hat wenig Sinn. Bei »Beszetnikes« (bei Kinderlosen) wäre es nicht passiert. Bei uns ist es eben passiert, also soll es ihnen wohl bekommen. Alles, was sie gegessen haben, soll aus der richtigen Stelle rauskommen und es soll, um Gottes willen, nicht drinnen bleiben.«

Es sind so viele Erinnerungen, die in meinen Kopf herumschwirren! Diese Volkstümlichkeit und Herzlichkeit, die in unserer Familie herrschte, ist mit Worten nicht auszudrücken. In unserer Familie gab es viele Persönlichkeiten, und jede verkörperte etwas besonderes. Eine davon war mein Opa, Vater meiner Mutter, der mit zwanzig Jahren erblindete. Er war ein Wissenschaftler im technologischen Bereich. Bei einem seiner Experimente verletzte er seine Augen. Trotz aller ärztlicher Bemühungen blieb er blind. Der »blinde Techniker« wurde er in Wilna genannt. Trotz des Unglücks wurde er durch verschiedene Erfindungen bekannt. Er wurde zu sämtlichen Wohltätigkeitsveranstaltungen eingeladen. Er konnte eine Maschine auseinandernehmen und wieder zusammenbauen vor dem staunenden Publikum. Er pflegte mit einer besonderen Maschine herrliche Blumenmuster zu gestalten und dies trotz seiner Erblindung. Sein Name war Arno Nadel.

Als die Russen Wilna besetzten, beschlagnahmten sie mein Nähmaschinen- und Fahrradgeschäft und auch den Gemüsegroßhandel meiner Mutter »Agrimkal – Import und Export Großhandel«. Meine Mutter glaubte damals, dass dies das größte Unglück sei, das uns zustoßen könnte. Zwei Wochen später bekamen wir die Anweisung vom Wohnungsamt, wonach wir innerhalb von achtundvierzig Stunden unsere Wohnung räumen sollten. Diese Wohnung, sechs Zimmer in der Kajaweskestraße Nr. 2a bewohnten unsere Eltern bereits seit einigen Jahren. Das waren mein Vater, Chanan Jochel, meine Mutter Schifra, mein Bruder Izchak und wir selbst mit unserer Tochter Tamar, die damals drei Jahre alt war. Meine Schwester Mizia, ihr Mann Jonas und ihr Sohn Samek wohnten in der Vilnastraße, gegenüber dem Benediktinerinnen-Kloster. Unser ältester Bruder Jerachmiel lebte damals wie erwähnt bereits in Palästina.

Mit der Forderung, die Wohnung zu räumen, brach unsere Welt zusammen. Wir versuchten alles, um für die Auflösung der Wohnung eine Woche Aufschub zu bekommen. Die Antwort war: »Nicht einmal eine Stunde!«

Wir hatten keine Wahl. Wir mussten eine neue Bleibe suchen. Meine Eltern zogen zu Jonas' Eltern, dort bekamen sie ein Zimmer. Als wir eine Wohnung fanden, erklärte man uns im Wohnungsamt, dass sie bereits vergriffen sei. Die letzte Rettung waren zwei Zimmer in Ponar.

Ponar war eine Bahnstation mit ein paar Häusern und Gärten, von Wäldern umgeben. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten keine Juden dort gewohnt. Mein Mann arbeitete in einer Ledergerberei als zweiter Ingenieur, ich selbst fand eine Stelle in einem Kooperativ-Laden für Nähmaschinen. Es ging uns nicht schlecht, wir hatten noch Lebensmittel aus der guten Zeit. Unser Kindermädchen Nani war mit uns nach Ponar gekommen und arbeitete für uns wie früher. Aus den Wäldern hörte man immer Geräusche. Die Nachbarn erzählten, dass die Russen dort Betonbehälter für Brennmateriale bauten.

Die Idylle dauerte bis zum 22. Juni 1941. Diesen Tag werde ich niemals vergessen. Ich hatte die gesamte Belegschaft der Gerberei zum Mittagessen eingeladen. Sie sollten um 13 Uhr mit dem Zug ankommen. In der Wohnung war Hektik, man kochte, briet und backte. Jascha, mein Mann, stellte Tische auf die Terrasse, nebenbei hörte er auch Radio, es war zehn Minuten vor Zwölf. Er kam zu mir und sagte, dass ich um Punkt 12 Uhr auf die Terrasse kommen solle, weil eine wichtige Meldung durchgegeben werden sollte. Dann war es zwölf Uhr. Wir standen alle auf der Terrasse und hörten die Meldung:

»Achtung, Achtung, hier spricht Molotow. Heute Vormittag haben die Deutschen uns angegriffen. Der Krieg zwischen der Sowjetunion und Deutschland ist ausgebrochen.«

Plötzlich hörten wir den ersten Aufprall einer Bombe, die in unserer Nähe explodierte. Die Fensterscheiben gingen zu Bruch. Dann wieder eine Explosion. Der Tunnel von Ponar wurde bombardiert. Wir waren wie versteinert. Dann liefen wir rasch in den Kartoffelkeller und versteckten uns dort. Nach einer Weile wurde es ruhiger und wir gingen hinaus auf die Straße. Dort begegneten wir Leuten, die offenbar die Meldung im Radio nicht gehört hatten. Sie hatten gedacht, es handle sich um Militärübungen. Doch schon am nächsten Morgen sahen wir auf der Straße hinter unserem Haus deutsche Soldaten auf Motorrädern, Militärfahrzeugen und auch Panzer.

Kurz vor dem Einmarsch der Deutschen hatten wir in Ponar einen Angestellten der NKWD kennengelernt. Der Abstammung nach war er Jude, aber er war mit einer Christin verheiratet. Er pflegte die jüdischen Familien zu besuchen und hatte uns dabei nicht ausgeschlossen. Die Wahrheit ist, dass wir davon nicht begeistert waren. Die ganze Zeit führten die Russen Kolonnen von Häftlingen durch Ponar nach Russland. Eine Kolonne hatte sich bei uns auf dem Bahnhof aufgehalten, und wir eilten dorthin, um den Gefangenen zu helfen. Sie baten um Wasser, und wir reichten es ihnen. Das hatte dem Angestellten der NKWD nicht gefallen. Er fand, wir sollten den »Kulaken« nicht helfen. Diese Leute wurden zur Zwangsarbeit nach Russland transportiert, und wir waren seit diesem Zwischenfall überzeugt, dass er auch bei uns nach »Kulaken« suchte, um sie zu verschleppen.

An dem Sonntag, als der Krieg anfang, kam er zu uns und bot uns an, mit ihm zu fliehen. Er sagte, dass ihm ein Auto zur Verfügung stünde, wir sollten keine Zeit verlieren, schnell unsere Sachen packen und mit ihm gehen. Wir bedankten uns bei ihm, doch auf seinen Vorschlag gingen wir nicht ein. Damals konnten wir uns nicht vorstellen, dass man alles zurücklassen kann, dass wir unsere Familie, die sich in Wilna befand, zurücklassen könnten, ohne uns von ihnen zu verabschieden. Mit diesem Gedanken konnten wir uns nicht abfinden.

In Ponar wohnten noch zwei andere jüdische Familien. Familie Mandelbaum – ein reicher Kaufmann aus Wilna mit Frau und Tochter – und ein zweites Ehepaar, etwa fünfzig Jahre alt, aus Litauen: Familie Panis. Sie zitterten vor Angst, denn sie wussten nicht, wo sie ihr Gold und ihren Schmuck verstecken sollten. Bald zog das Ehepaar Panis zu uns. Am dritten Tag des Krieges hörten wir vom Wald, der hinter unserem Haus lag, Maschinengewehrsalven. Doch wir wussten nicht,

was es zu bedeuten hatte. Die Nachbarn erzählten uns, dass dort Juden hingerichtet würden. Aber das konnten wir nicht glauben, wir dachten, dass es antisemitische Äußerungen seien.

Das tägliche Leben hatte sich wieder etwas normalisiert; Brot konnte man schon wieder kaufen. Ich traute mich auf die Straße und reihte mich in die Warteschlange ein, um einen Laib Brot zu bekommen. Zu meinem Entsetzen sah ich ganze Kolonnen von Menschen, ein paar Hundert an der Zahl, die an uns vorbeigetrieben wurden. Vorne gingen die Jungen, die noch imstande waren zu gehen, hinter ihnen Alte, Behinderte und Kranke. Ich versuchte in den Menschenkolonnen Leute zu finden, die ich vielleicht kannte, doch meine Augen waren so blind von Tränen, dass ich niemand erkennen konnte. Jetzt wusste ich, dass meine Nachbarn die Wahrheit gesprochen hatten. Ich eilte nach Hause, zog die Rollläden herunter und schrie Joschka, meinem Mann, zu: »Verstecke dich, man schießt Juden nieder!«

Gegenüber unseres Hauses stand eine Villa, die von Deutschen besetzt war. Wir konnten sehen, wie man dort Menschen jüdischer Abstammung hineinführte. Jeder bekam eine Schaufel in die Hand, und zwei Polizisten trieben sie auf den Wald zu. Eine viertel Stunde später hörte man schon Schüsse. Die Kinder kletterten auf die Bäume, damit sie besser sehen konnten. Man erzählte uns, dass dort von etwa zwanzig Menschen Gräber geschaufelt wurden. Sie schaufelten ihr eigenes Grab. Wir zählten die Schusssalven und waren schon bei der 15. Salve angekommen. Das bedeutete, dass bereits 300 Menschen dort niedergeschossen worden waren.

Vier Nächte waren wir mit dem Eingraben und Verstecken von wertvollen Sachen beschäftigt, als die Nachricht durchkam, dass wir Schmuck, Geld, Gold, Rundfunkgeräte, Fahrräder und Proviant bei der deutschen Kommandantur abgeben müssten.

Ganze Nächte haben wir gegraben, um unsere wertvollen Sachen zu verstecken, doch allmählich wurde uns bewusst, dass das überhaupt nicht so wichtig war. Nun kam es nur noch darauf an, überhaupt am Leben zu bleiben. Wir mussten erkennen, dass unschuldige Menschen ums Leben gebracht wurden, deren einziges Vergehen es war, Jude zu sein. Mit diesem Gedanken zu leben war sehr schwer. Wir trösteten uns damit, dass alles ein böser Traum sei, der bald zu Ende gehen würde.

Aber der Wahrheit mussten wir doch ins Auge sehen, und uns wurde klar, dass die Gräueltaten im Wald bekannt werden mussten, damit die Juden in Wilna erfuhren, dass sie nicht zur Arbeit geführt wurden, sondern in den Tod.

Uns war es zunächst wichtig, für die Männer, Jascha und Herrn Panis, ein Versteck zu schaffen. Wir stellten eine große Kiste in den Keller und deckten sie von allen Seiten mit Kartoffeln zu. Für die Atemluft gab es einen großen Behälter, von dem ein Schlauch an einer versteckten Stelle herausführte. So waren die beiden geschützt und konnten atmen.

Eine ganze Kompanie Litauer kam ins Dorf. Sie standen unter dem Befehl eines Mannes namens Kosiok. Schon seinem Gesicht sah man den Verbrecher an. Die Aufgabe der Litauer war es, die Gräber im Wald mit Sand zuzuschütten und die Kleidung der Toten zu sammeln und mitzunehmen. Abend für Abend luden sie Kleidungsstücke auf einen Wagen und fuhren diese an einen unbekannten Ort. Danach besoffen sie sich jede Nacht, man hörte ihre Stimmen überall im Dorf. Sogar die Gojim – die Nichtjuden – hatten Angst vor Kosiok und seinen Leuten. Jeden Tag kam Kosiok und fragte nach meinem Mann. Ich erzählte ihm, dass er in Wilna arbeitet. Er ging überall durchs Haus, schaute sich um und nahm sich, was ihm gefiel. Er erzählte mir, dass er vorhätte zu heiraten, und zwar das schönste Mädchen im Dorf. Er wünschte, dass ich das Brautkleid für sie herrichtete und auch Schuhe und Ohrringe herbeischaffte. Wenn das nicht geschehe, wollte er meinen Mann und Herrn Panis ausfindig machen und meinte, ich könnte mir dann denken, was mit ihnen passieren würde. Schlecht und bitter war mir zumute, mein Herz hämmerte – was konnte ich nur tun? Wo fand ich ein Kleid für die Braut? Mit Mühe und Not konnte ich ein Kleid auftreiben, allerdings nicht in Weiß, auch Schuhe und Ohrringe fanden sich.

Es war Schabbes; ich saß und wartete wie gelähmt. Dann trug ich den Männern das Essen in den Keller. Ich riet ihnen, sich ein anderes Versteck zu suchen, ich hatte das Gefühl, dass Kosiok

über ihr Versteck Bescheid wusste. Ich wartete, und es gingen Stunden über Stunden vorüber und Kosiok kam nicht. Auf einmal kam unsere Vermieterin gelaufen und schrie auf polnisch: »Kara Boska! (Gottes Strafe) Die schöne Braut ist heute nacht im Bach ertrunken! Sie ist mit ihren Freundinnen zum Ufer gegangen und da ist es passiert.«

Es schien fast wie ein Wunder, da der Bach gar nicht so tief war. Wir fanden, dass dies ein gutes Omen war, und hofften, dass Kosiok uns unter diesen Umständen ein paar Tage in Ruhe lassen würde. Wie eine Königin wurde die Braut bestattet.

Ich hatte mich inzwischen an das Unglaubliche unserer Lage gewöhnt und versuchte, mich in ihr zurechtzufinden. Ich beschloss, mich nach Wilna zu wagen und mich nach meiner Familie dort umzusehen. Am nächsten Morgen stand ich ganz früh auf. Um mich so unkenntlich wie möglich zu machen, band ich mein Haar mit einem Kopftuch zusammen und machte mich auf den Weg. Von Ponar nach Wilna sind es etwa zehn Kilometer. Die Straßen waren voller deutscher Soldaten. Ein deutscher Motorradfahrer fuhr so dicht an mir vorbei, dass er mich fast überfuhr. Ich bekam einen furchtbaren Schrecken und mir entfuhr eine Verwünschung: »Ein schneller Tod soll ihn ereilen!«

In diesem Augenblick stürzte der Motorradfahrer und war auf der Stelle tot. Ich ging schneller und schaute mich nicht um – ich hatte Angst, dass man mich einholen und beschuldigen würde, an seinem Unfall schuld zu sein.

Der Weg war lang und anstrengend. Als ich morgens in der Stadt ankam, ging ich sofort zur Wohnung meiner Eltern. Sie wohnten damals in der Ignatova-Straße. In der Wohnung fand ich nur meine Mutter und Frau Bak, die Mutter des Ehemannes meiner Schwester. Beide Frauen sahen um zwanzig Jahre gealtert aus. Meine erste Frage war: »Wo sind die Männer?« Sie antworteten, dass die Männer nicht weit von Ponar arbeiteten. Da konnte ich nicht mehr, ich fing an zu weinen. Und ich erzählte, was in Ponar vor sich ging. Wenn die Männer wirklich noch einmal von Ponar zurückkämen, so sollten sie sich schnell verstecken. Als sie das gehört hatten, fingen sie bitterlich an zu weinen. Damals wusste ich noch nicht, dass beide Männer zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr am Leben waren.

Meine Mutter umarmte mich und sagte: »Beruhige Dich, mein Kind, es wird alles gut!« Sie wollte nicht zulassen, dass ich zu meiner Schwester ging. Sie wies mich an, nach Hause zu gehen und mich um meinen Mann und mein Kind zu kümmern. Und so bin ich nach Ponar zurückgekehrt.

Täglich hörte man Schüsse auf den Straßen. Juden wurden erbarmungslos zusammengeschossen. Täglich ergingen neue Befehle, die Juden zu verfolgen. Ein deutscher Polizist kam in unsere Wohnung und sah zufällig unser Radiogerät auf dem Tisch stehen. Wütend schrie er uns an. Ich nahm sofort das Gerät und legte es in den Puppenwagen meiner Tochter. Ich sagte: »Das Ding ist schon lange kaputt, das Kind spielt nur damit.«

Jeder Tag, der vorbeiging, brachte uns Angst und Schrecken. Mein Rücken schmerzte vom täglichen Beugen über die Kartoffelkiste und beim Neuordnen der Kartoffeln darum herum.

Nani, unsere Kinderfrau, nahm aus unserem Proviant täglich mit, was ihr gefiel, als ob es schon ihr gehörte. Wie kann sich ein Mensch so ändern? Immer war sie die Liebe in Person gewesen – und jetzt? Eines Morgens sagte unsere Vermieterin, dass die Deutschen auch die Angestellten von Juden verfolgten, sie müsste sich auf das Schlimmste gefasst machen. Am gleichen Tag noch war Nani ohne Wiederkehr verschwunden.

Die Tage wurden immer schrecklicher. Man erzählte, dass alle Juden ins Ghetto getrieben werden sollten. Wir hofften, dass das Schießen nun einmal aufhören würde, aber es wurde mehr und mehr. Unsere Rollläden waren schon lange fest geschlossen, aber die Schreie von Frauen und Kindern wurden stärker und stärker, sie drangen uns durch Mark und Bein. Es kam uns vor, als ob es in Wilna gar keine Juden mehr geben könnte. Die Leute erzählten, dass man Jung und Alt zum Tode führte, dass die Kinder bei lebendigem Leibe mit den Alten begraben würden, dass auch Nichtjuden und sogar Geistliche brutal ermordet würden.

Es war bitter und finster in unseren Herzen. Unsere Tränen waren schon ausgetrocknet, wir schauten uns gegenseitig an und konnten es nicht fassen. Lebten wir denn in einem Schlachthaus? Und trotz allem, was uns Tag für Tag begegnete, verließ uns die Hoffnung nicht. Eines Tages – bald – würde das alles vorbei sein und wie ein böser Traum enden.

Die Geschichte von Tante Jannina

Wer ist Tante Jannina? Von ihr muss jetzt erzählt werden.

Jannina war die Schwester meines Vaters. Unser Opa – der Vater meines Vaters – lebte in einem Dorf, wo er einen Hof gepachtet hatte. Alle seine Söhne schickte er nach Wilna, damit sie dort studieren konnten. Die älteste Tochter wanderte in die USA aus. Die kleinste, Chanale, blieb zu Hause, ihr Vater sorgte für sie, lehrte sie die jüdischen Gebete zu lesen und jüdisch zu beten. Ihre Freunde und Freundinnen waren allerdings Christenkinder. Mit ihnen spielte sie in Wald und Feld. Gott hatte ihr ein schönes Gesicht und eine schöne Stimme beschert, sie sang und tanzte wunderschön. Der reichste Mann im Dorf, der die größten Äcker gepachtet hatte, fand Gefallen an ihr und lockte sie oft mit Süßigkeiten und Geschenken in sein Haus. Eines Tages war Chanale verschwunden. Man suchte sie überall und glaubte schließlich, sie sei im Teich ertrunken oder im Wald verschwunden.

In Wahrheit aber hatte der Pächter sie entführt und in das Benediktinerinnen-Kloster von Wilna gebracht. Dort wurde sie getauft und bekam den Namen Jannina. Neun Jahre vergingen, da begegnete mein Vater einer Schar junger Mädchen, einer Schulklasse in langen schwarzen Kleidern, die von Nonnen vorbeigeführt wurde. Er dachte: »Solche hübschen Mädchen sollen Nonnen werden?« Er schaute sie aufmerksam an und merkte, dass auf einmal ein Mädchen aus der Gruppe ins Kloster zurücklief. In diesem Augenblick erkannte er seine Schwester und schrie: »Chanale, Chanale!« Aber sie verschwand im Kloster. Damals war sie schon in der achten Klasse des Gymnasiums und besuchte gleichzeitig das Konservatorium.

Diese Begegnung beunruhigte meinen Vater sehr. Er fuhr zu Opa ins Dorf und erzählte ihm, was er erlebt hatte. Danach fuhr Opa ins Kloster, aber dort stritt man alles ab. Er ging sogar mit der Polizei hin, aber das war auch umsonst. In den Listen, die man ihm zeigte, wurde sie unter einem anderen – adligen – Namen geführt. Man berichtete uns, dass sie an dem Tag, als mein Vater sie erkannte, zu einer reichen adeligen Familie in Kafkas verbracht worden war. Es war die Familie des Gutsbesitzers aus unserem Dorf. Sie heiratete dort einen Ingenieur aus dieser Familie, der bei Ölbohrungen arbeitete. Er war viel älter als sie und ein edler, anständiger Mann.

Auch sie hatte ein trauriges Schicksal. Während der russischen Revolution, als sie schon Mutter von drei Söhnen war, sperrte man alle Aristokraten ein, dabei auch ihren Mann. Sie blieb mit den Kindern allein zurück. Doch sie war eine unerschrockene Frau und es gelang ihr schließlich, ihren Mann zu befreien. Sie kaufte ihn mit ihrem wertvollen Schmuck frei. Mit der Eisenbahn flüchteten sie von Ort zu Ort. Eine Typhus-Epidemie nahm ihnen ihre drei Söhne. Nach vielen Irrwegen erreichten sie schließlich Kowna in Litauen. Dort konnten sie sich niederlassen; ihr Mann bekam eine gute Stellung, sie konnten eine Zeit lang ein normales Leben führen und sie bewohnten ein schönes Haus.

Die Sehnsucht, ihre Familie wiederzufinden war groß, aber Kowna und Wilna waren durch eine »eiserne« Grenze getrennt.

Auf einer Reise nach Paris lernte sie einen Priester kennen, der ein Freund der Juden war. Sie zeigte ihm Fotos aus ihrer Kindheit. Auf einem dieser Bilder war mein Vater in einer Werkstatt für Textilmaschinen abgebildet. Zu ihm kam eines Tages der Priester in die Werkstatt. Er befragte ihn über seine Familie und er erzählte ihm von seiner verschollenen Schwester Chanale, die jetzt in Kowna wohne und versuchte, etwas über ihre Familie zu erfahren. Damals war sie wieder Mutter eines Sohnes, den sie in Kowno geboren hatte. Mein Vater war voller Freude, auf diese Weise wieder eine Spur von seiner Schwester erhalten zu haben. Er erzählte dem Priester alles über seine Familie. Wir Kinder erfuhren nichts von diesen Tatsachen, aber unsere Mutter war genau informiert.

Damals waren wir in unserer Sommerwohnung, nicht weit von Wilna entfernt. Unser Opa wohnte bei uns, alle seine Kinder außer meinem Vater waren nach Amerika ausgewandert. Vater er-

zählte uns, dass eine Jugendfreundin zu uns auf Besuch gekommen sei. Freitags um fünf Uhr erschienen meine Eltern in Begleitung einer eleganten Frau. Ihren Sohn hatte sie bei dem befreundeten Priester zurückgelassen. Alles war für den Sabbath vorbereitet. Auf dem Tisch lag eine weiße Sabbathdecke, die Sabbathkerzen brannten, die Chalot (zwei geflochtene Hefeweißbrote) waren mit einem weißen Tuch bedeckt, und, nicht zu vergessen, da stand der Wein zum Kiddusch², dem Sabbathsegen. Alles wartete auf Opa. Endlich kam er aus der Synagoge.

Alles saß um den Tisch herum, Jannina zwischen uns, sie war wie versteinert. Sie beobachtete ihren Vater und konnte sich kaum zurückhalten. Opa war mit dem Ritual beschäftigt und schaute gar nicht in ihre Richtung. Auf einmal hörten wir, wie unser Gast bitterlich weinte. Opa wandte sich ihr zu und fragte: »Warum weinen Sie denn?«

Da stand sie plötzlich auf, kniete vor ihm nieder und sagte auf polnisch immer wieder: »Vater, verzeihe mir!« Ihre Muttersprache Jiddisch hat sie inzwischen vergessen.

Opa war wie versteinert. Er hatte Tränen in den Augen, legte seine Hände auf ihren Kopf und sagte: »Mein Kind, ich verzeihe Dir! Alles das, was geschehen ist, war nicht deine Schuld. Gott wird Dir verzeihen, ich habe es schon getan. Das war Schicksal. Dich trifft keine Schuld. Böse Menschen haben das auf ihrem Gewissen. Du warst damals noch ein Kind.«

Jetzt hatten wir alles begriffen, und von diesem Moment an war die Verbindung zwischen uns und Jannina wieder hergestellt. Sie besuchte uns dann noch dreimal; beim dritten Mal war unser Opa nicht mehr am Leben, er starb im Alter von 90 Jahren. Sein Tod hat uns sehr mitgenommen. Jannina beteiligte sich an der Errichtung seines Grabsteins.

1939 brach der Krieg aus, und 1940 übergaben die Russen Wilna den Litauern. Damals verkaufte Jannina ihr Haus in Kowna und übersiedelte nach Wilna. Dort wohnte sie mit ihrer Familie in der Schwurzinastraße. Ihr einziger Wunsch war nun, in der Nähe ihrer Familie zu sein.

Eines Tages kam sie nach Ponar und besuchte uns. Sie bat uns, unsere Tochter Tamar in ihre Obhut zu geben. Sie meinte, dass wir es ohne das kleine Mädchen leichter haben würden davonzukommen.

Um es uns leichter zu machen, erzählte sie von ihren eigenen Schicksalsschlägen, vor allem, wie sie ihre drei Söhne verloren hatte. Es fiel uns sehr schwer, eine Entscheidung zu treffen; wir glaubten, dass wir uns nicht von unserem Kind trennen könnten, aber der Verstand sagte uns, dass Tante Jannina recht hatte. Sie nahm Tamar mit. Am nächsten Tag schickte sie eine Kutsche, um Tamars restliche Sachen abzuholen. Wir versuchten unserer Tochter einzuprägen, dass sie jetzt den Namen Teresa hatte und dass ihre Mutter jetzt Jadwiga und ihr Vater Joseph Scharwinski hießen.

Fluchtversuche

Nach ein paar Tagen kam unsere Nachbarin zu uns. Sie erzählte, dass wir noch in dieser Nacht abgeholt werden sollten; sie hatte es aus einer zuverlässigen Quelle. Auch die Juden aus Landarowa sollten abgeholt und wir sollten alle hingerichtet werden, da angeblich im Ghetto kein Platz mehr für uns sei.

Die Familie Panis war bei uns. Wir bedankten uns bei den Nachbarn und baten sie, auch die Familie Mandelbaum zu benachrichtigen. Wohin sollten wir gehen? Wir waren verzweifelt. Unsere Vermieterin richtete für uns zwei Rucksäcke mit Proviant und warmen Decken her; auch Panis' sollten das gleiche tun. Sie erklärte uns, dass hinter dem »Hinrichtungswald« ein weiteres Waldgebiet läge, in dem ein Förster wohne, den sie kenne. Zu ihm könnten wir gehen. Wenn wir ihn mit Wertsachen bestechen könnten, würde er uns behilflich sein. Sie war bereit, uns den Weg zu zeigen. Einzeln gingen wir hintereinander her. Die Männer trugen die Rucksäcke. Es nieselte und die Straße war finster, wir konnten nur eben das Kopftuch der Nachbarin erkennen. Wir mussten den Bahnhof von Ponar überqueren, schlichen am Haus des Todeskommandos vorbei und auch am Haus des deutschen Befehlshabers. Es war ein großes Risiko, aber der Wille zu überleben besiegte die Angst. Der Regen wurde stärker. Es waren keine Leute auf der Straße. Seit zwei Stunden waren wir unterwegs – es kam uns vor wie eine Ewigkeit.

Am Eingang zum Wald verließ uns Frau Kaschizowa. Es sollten noch etwa fünf Kilometer bis zum Haus des Försters sein. Ohne einen Laut verabschiedeten wir uns und gingen weiter. Es ging sehr langsam voran, und wir beschlossen, uns einen Rastplatz zu suchen und bis zum Morgen zu warten. Wir fanden einen einigermaßen trockenen Platz und legten uns dicht aneinander, zugedeckt mit Decken warteten wir bis zum Morgengrauen. Endlich wurde es hell. Wir hörten Stimmen und es wurde uns klar, dass wir immer noch ganz in der Nähe unseres Wohnortes waren. Wir mussten einsehen, dass wir uns verlaufen hatten. Wir versuchten nun, tiefer in den Wald hineinzugehen – kein Haus war weit und breit zu sehen. Wir hatten schließlich Durst und fanden in unseren Rucksäcken sogar Wasser. Auch eine Schaufel hatte uns Frau Kaschizowa in den Rucksack gelegt. Vor einem Hügel fing die Männer an zu graben, damit wir Schutz vor Regen und Sturm fänden. Danach konnten wir uns etwas vor dem Wetter schützen. Proviant hatten wir noch für drei Tage.

Am dritten Tag sahen wir ein, dass wir so nicht weiter existieren konnten. Meinem Mann fiel ein, dass neben unserem Haus ein Rohbau stand, dessen Tür- und Fensteröffnungen mit Brettern vernagelt waren. Dort wären wir, so sagte er, besser vor dem Wetter geschützt und könnten uns nachts in unser Haus schleichen und uns mit Essen versorgen. Auch hofften wir auf Hilfe von Frau Kaschizowa.

Es dauerte 24 Stunden, bis wir wieder in Ponar ankamen, da wir uns nur nachts bewegen konnten. Wir hatten die Idee, ich sollte zu Tante Jannina gehen, die würde für meinen Mann ein besseres Versteck finden. In der Nacht könnte ich ihn aus dem Haus schaffen. Die anderen hatten auch einen Plan: für Geld und Schmuck sollten die Nachbarn ein Versteck für sie finden.

Allmählich war uns alles gleichgültig. Die Nacht war sehr klar, aber wir gingen trotzdem – wir hatten keine Wahl. Endlich kamen wir an, wir zogen ein paar Bretter zur Seite und waren endlich in dem leeren Haus, wo wir bis zum Morgen blieben. Früh am Morgen gegen 6 Uhr ging ich zur Nachbarin. Sie erschrak sehr, als sie mich sah.

»Lauft weg, nach euch wird gefahndet! Heute Nacht sind welche gekommen und haben nach euch gefragt. Unser Haus haben sie auch beschlagnahmt und sie beschuldigen uns, euch versteckt zu halten.«

Ich erzählte ihr, dass wir im Haus nebenan seien, und dass ich nach Wilna zu meiner Tante gehen wollte, um sie zu bitten, uns ein Versteck zu verschaffen. Ich bat sie, bis zu meiner Rückkehr auf das Haus zu achten. Sie hatte Mitleid mit mir; sie gab mir ein Glas Milch und versprach, nach Kräften zu helfen. Es dürfte nur nicht zu lange dauern, damit ihre Familie nicht in Gefahr käme.

Im Kloster ist kein Platz für Männer

Ich zog ein Kopftuch an und machte mich auf den Weg nach Wilna. Der Weg zog sich in die Länge. Ich hatte Angst vor jedem, der mir begegnete, Angst, dass man mich als Jüdin erkannte. Ich ging zur Wohnung der Tante und hatte wieder Angst, dass ich meiner Tochter begegnen würde und, dass wir uns bei der Begegnung nicht beherrschen könnten.

Zu meinem großen Glück kam die Tante gerade aus dem Haus. Sie erschrak, als sie mich sah, und bat mich, draußen zu warten. Sie ging ins Haus zurück und brachte zuerst meine Tochter zur Nachbarin, damit wir uns auf keinen Fall begegneten.

Im Haus erzählte ich Jannina zuerst, was wir alles durchgemacht hatten. Sie berichtete dagegen, dass sie meine Schwester Mizia und ihren Sohn Samek im Kloster untergebracht hatte. Sie hatte die beiden aus dem Ghetto in Wilna herausholen können. Auch mich wollte sie ins Kloster bringen; allerdings hatte sie für meinen Mann und Jonas, den Mann meiner Schwester, noch keine sichere Bleibe gefunden.

Zunächst bereitete Jannina mir eine warme Mahlzeit und half mir, mich etwas hinzulegen und zu entspannen. Aber das war mir unmöglich. Ich bedachte den Plan, den mein Mann sich ausgedacht hatte. Er wollte mich im Kloster in Sicherheit bringen – aber das bedeutete Trennung – und ich wollte lieber mit meinem Mann zugrunde gehen als ihn allein zu lassen. Ich lag da und weinte, und Jannina sprach mir gut zu. Sie wollte versuchen, die Klosterfrauen zu überreden, dass Jascha bei mir blei-

ben dürfe. Auch Mizias Ehemann hatte darum gebeten, mit ins Kloster kommen zu dürfen. Aber im Kloster gab es keinen Platz für Männer. Trotzdem hoffte Jannina, dass die gutherzigen Nonnen ihr helfen würden, für die Männer auch eine Bleibe zu schaffen. Am Abend mietete Jannina eine Kutsche und wir fuhren zum Kloster, das sich in der Wilnaer Straße befand. Wir betraten zuerst die Kirche. Meine Tante wies mich an, niederzuknien. Sie selbst verschwand in den dunklen Gängen. Ich blieb allein zurück. Schon schmerzten meine Knie vom langen knien, da berührte mich Jannina an der Schulter. Mühsam erhob ich mich und trat aus der Kirche in die Ignazgastraße. Vor einem schweren Eisentor läutete Jannina an einem Eisenkreuz, das neben dem Tor hing. Eine Glocke ertönte im Inneren, das Tor öffnete sich und eine Nonne stand uns gegenüber, ganz schwarz gekleidet, nur mit einem weißen Schal über dem Kopf. Sie nahm meine Hand und führte mich, während Jannina zurückblieb. Wir durchquerten viele Gänge: ein Gang, ein zweiter, dritter und vierter; Gänge ohne Ende, lang und dunkel. Mir kam es vor, als ob ich nie wieder aus diesem Labyrinth herausfinden würde. Dann standen wir vor einer Tür, sie öffnete sich und da stand Mizia vor mir. Wir umfassten uns und weinten zusammen; ich merkte nicht einmal, dass wir nicht allein bei--einander waren. Mizias Sohn schlief gerade. Das war im September 1941.

Meine Schwester erzählte mir, dass sie sich im Ghetto von unserer Mutter getrennt hatte. Sie hatte die Mutter gedrängt und angefleht, mit ihr zu kommen, aber die Mutter hatte geantwortet: »Ihr Kinder seid noch jung und müsst auch für eure Kinder sorgen und jeden Weg zur Rettung versuchen. Ich selbst will nicht weg, ich will mit eurem Vater zusammenbleiben.«

Nun verstand ich, was das bedeutete: unser guter, lieber Vater war nicht mehr am Leben. Nur wenige Zeit danach ist auch unsere Mutter gestorben.

Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, erhebt sich wieder vor mir die Gestalt meiner lieben, barmherzigen und klugen Mutter, deren Seele aus den Vernichtungswäldern Ponars zu der unseres Vaters aufstieg. So zu sterben hatte sie sich in den guten Jahren vorher nicht vorstellen können.

Wir weinten die ganze Nacht. Schließlich versiegteten unsere Tränen. Am Morgen kamen zwei Nonnen zu uns herein. Die ältere war die Oberin oder Klostermutter, die andere ihre jüngere Schwester, sie war sehr hübsch. Ihr Name war Schwester Lisa. Sie brachten uns Frühstück und wollten von den Ereignissen in Ponar hören. Wie sie uns berichteten, wurden neuerdings auch viele christliche Geistliche nach Ponar zur Zwangsarbeit herangezogen. Sie wiesen uns an, dass wir uns, außer dem Gang zur Toilette, möglichst nur in unserem Versteck aufhalten und dass wir auch die Nähe der Fenster meiden sollten. Nur vier Schwestern wussten von unserer Existenz. Das waren die Oberin Matuschka, Schwester Lucia, Schwester Benedikta und Schwester Malvina, die vom Juden- zum Christentum übergetreten war und nun schon seit vierzig Jahren im Kloster lebte. Ich erzählte ihnen von meinem Mann, der sich immer noch in dem leeren Haus in Ponar inmitten von Mördern verstecken musste. Die Schwestern hörten mit Tränen in den Augen zu und verließen leise das Zimmer.

Mittag- und Abendessen brachte uns Schwester Benedikta. Am nächsten Morgen beim Frühstück sagte ich Schwester Benedikta, dass ich leider nicht bleiben könne. Ich bedankte mich für die herzliche Aufnahme im Kloster. Da mein Mann in so großer Gefahr sei, müsste ich zu ihm zurück. Ich hatte meine Schwester und ihren Sohn gesehen, vom Tode meines Vaters erfahren und jetzt müsste ich zurück. Ich konnte nicht dort schlafen und essen, während mein Mann Hunger litt und sich verstecken musste. Wenn wir sterben müssten, dann wollten wir zusammen sein.

In der Mittagszeit kamen Matuschka und Schwester Lucia und überbrachten eine frohe Nachricht. Es war beschlossen worden, dass unsere Männer auch ins Kloster gebracht werden sollten. Voller Freude küssten wir den Schwestern die Hände.

Nun war zu überlegen, wie das zu bewerkstelligen war. Da wusste meine Schwester Rat. Sie hatte einen Nachbarn, einen frommen Christen, der uns behilflich sein konnte. Er wollte mit Tante Jannina nach Ponar fahren. Sein Name war Wladek.

Jannina brachte ihn zu uns, und wir machten gemeinsam Pläne, wie man die Männer ins Kloster bringen könnte. Herr Wladek sollte am Abend mit dem Fahrrad nach Ponar fahren und bei Frau

Kaschiozowa übernachten. Früh am Morgen sollten sie meinen Mann als Bahnarbeiter verkleiden und mit dem Fahrrad ins Kloster bringen. Nachts, während der Sperrstunde, durfte man nicht fahren.

Alles hatte sehr gut geklappt – am nächsten Morgen um 11 Uhr war mein Mann bei mir im Kloster. Unsere Begegnung war für alle so rührend, dass sogar die Schwestern weinten.

Die nächste, viel schwierigere Aufgabe war es, den Mann meiner Schwester herzubringen. Das war eine große Herausforderung. Er arbeitete in einem Werk unter Aufsicht der deutschen Polizei. Dort wurden Verbrennungsstoffe hergestellt.

Er bekam einen Brief von Wladek, darin stand, er solle sich nach der Arbeit im Feld verstecken und nachts versuchen, einen bestimmten Ort im Wald zu erreichen, wo Wladek auf ihn warten wollte. Am nächsten Morgen in der Frühe wollten sie gemeinsam versuchen, das Kloster zu erreichen. Das alles war ein sehr risikoreiches Unternehmen, aber zum Glück ging alles gut. Für einen Mann mit schwarzem Vollbart war es nicht einfach, ins Kloster zu gelangen. Die Stunden, die wir wartend verbrachten, zogen sich sehr schwer hin – jede Minute kam uns wie eine Ewigkeit vor. Damals dachten wir, dass es nicht schlimmer werden könnte, aber es kamen Tage über uns, wo wir an diese Klosterzeit wehmütig zurückdachten.

Wir wohnten zu fünf Personen in einem Zimmer mit zwei Fenstern, die mit Vorhängen verhüllt waren. Zwei eiserne Betten standen darin. Es war ein bisschen wie eine Kaserne, aber für uns war es ein Paradies des Friedens. In der Diele befand sich eine Toilette mit Duschgelegenheit, noch aus der Zeit der Benediktinerschule. Der Winter 1941/42 war sehr kalt, und die Toilette fror häufig zu. Ich hatte das Amt des Installateurs, kochte täglich Wasser auf und goss es in die Toilette, so dass man sie immer benutzen konnte. Überhaupt hatten wir alle unsere Beschäftigungen. Mein Mann und mein Schwager waren mit der Pflege der Bibliothek beschäftigt. Die Bibliothek des Klosters war sehr umfangreich, und viele Bücher waren beschädigt. Diese Arbeit leisteten sie gern, betrachteten sie als Unterhaltung und als Entgelt für den Aufenthalt im Kloster. Meine Schwester beschäftigte sich mit Nähen und flickte die ganze Unterwäsche der Schwestern. Ich strickte sämtliche Jacken und Pullover der Nonnen. Diese Arbeit war angenehm, und wir verbrachten täglich wohl zehn Stunden damit. An den einsamen Abenden saßen wir zusammen und erzählten uns aus unseren Erinnerungen.

Ich erinnere mich, wie mein Mann von der Zeit erzählte, die er allein in dem verlassenen Haus verbracht hatte. Gegen Abend ging er stets zu Frau Kaschiozowa. Sie gab ihm Essen und berichtete, was alles geschehen war. In unserer Zeit in Ponar hatten wir einen Hund gehabt. Beim Verlassen unseres Hauses hatten wir ihn weggegeben. Eines Tages sah mein Mann einen Hund, der ihm jaulend entgegenkam. Es war unser alter Hund. Im Finsternen saßen sie beide zusammen und beide weinten sie. Der Hund ging ihm nach bis zum Haus von Frau Kaschiozowa und wollte nicht von seiner Seite weichen. Die Frau erschrak und sagte, es sei zu gefährlich. Durch den Hund könnte die Gestapo auf seine Spur kommen und auch sie sei dann gefährdet. So musste sie den Hund an einen anderen Ort bringen.

Samek, mein Neffe, lebte in seiner eigenen Welt. Er malte und zeichnete. Die Nonnen waren begeistert, sie verschafften ihm Papier und Farben. Eines der Bilder ist mir in Erinnerung geblieben: es zeigt Jesus nicht als wehmütigen, sondern als zornigen Gott, voller Zorn wegen allem, was auf der Welt geschieht. Die Nonnen hängten dieses Bild im Kloster auf. Es wirkte nicht wie das Werk eines kleinen Jungen, sondern wie das eines fertigen Malers. Die Ruhe im Kloster und die Orgelmusik hatte eine eigenartige Atmosphäre um uns geschaffen, und das kam in seinen Bildern zum Ausdruck. Auch das, was sich draußen, hinter der Kulisse des Klosterfriedens ereignete, hinterließ tiefe Spuren in seinem Herzen.

So lebten wir ein halbes Jahr. Täglich kamen Horror-Nachrichten aus dem Ghetto. Am Jom Kippur ist, wie wir hörten, unsere Mutter und auch die Mutter von Janusch umgekommen. Wir waren ganz verzweifelt, aber wir wagten kein lautes Wort zu sagen.

Eines Tages kam die Oberin Matuschka zu uns und erzählte, dass sie noch vier junge Mädchen aufgenommen habe, die aus dem Ghetto entkommen konnten. Eine davon war Lolka Feldstein, die Tochter eines bekannten Zahnarztes. Die Oberin war sehr ängstlich, sie erzählte, dass die Deutschen

neuerdings auch sämtliche Klöster durchsuchten. So kamen wir zu dem Entschluss, uns eine andere Bleibe zu suchen. Jonas und Jascha gingen mit der Oberin, etwas Geeignetes für uns zu finden. Außer den vier erwähnten Nonnen wusste niemand von unserem Verbleib. Was sie alles für uns geleistet haben, können wir nicht genug anerkennen. Sie setzten ihr Leben für uns aufs Spiel und wir konnten ihnen nichts dafür zurückgeben. Die Nahrung war knapp und sie musste für neun Personen reichen. Dreimal am Tag bekamen wir unser Essen, viermal in der Woche sogar mit Fleisch, sonst mit Milch. So waren wir alle satt, wir konnten uns sauber halten, waren warm und geschützt. Auch Aufmerksamkeit und Liebe wurde uns zuteil; jeden Abend kam die Oberin zu uns herein, und wir konnten ihr viel über unser Leben erzählen, von der Zeit vor dem Krieg, unseren Verwandten und allem anderen. An allem war sie sehr interessiert. Außer ihr kam auch manchmal Schwester Lucia. Sie war in ihren mittleren Jahren und sehr schön. Daher fragten wir sie, warum sie ins Kloster gegangen war, und sie erzählte uns, dass dies seit ihrer Kindheit ihr innigster Wunsch gewesen war. Ihre Familie war ganz dagegen und sie musste kämpfen, um ihr Ziel zu erreichen. Ihre ältere Schwester war bereits im Kloster, sie war ihrer Schwester und ihr selbst ein Vorbild. Es war nicht leicht, dieses Ziel zu erreichen, es gehörte eine gewisse Bildung dazu und vor allem eine große Liebe zu Jesus. Drei Jahre musste sie eine strenge Probezeit in einem fremden Kloster durchmachen. Aber sie bestand alle Prüfungen mit Bravour, und der glücklichste Tag in ihrem Leben war der, an dem sie zu ihrer Schwester ins Kloster gehen durfte. Jetzt waren es bereits zehn Jahre, dass sie in diesem Kloster lebte. Wir haben sie bewundert und geliebt, und jeder ihrer Besuche war für uns wie ein Feiertag.

Wir hatten wenig Kontakt nach außen. Außer Wladek sahen wir nur Lolka Feldstein, die jeden Abend zu uns kam. Sie hatte einen Bruder im Ghetto, aber sie durfte es nicht wagen, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Durch sie waren wir von der äußeren Welt nicht ganz abgeschnitten und wussten, was um uns herum passierte. Am wichtigsten war uns natürlich die Lage im Ghetto.

In der Familie war Tante Jannina unser einziger Trost. Durch sie hörten wir alles über meine kleine Tamar, ihre Appetitlosigkeit, ihre Schlagfertigkeit und überhaupt über ihre Entwicklung. Außer für sie sorgte Tante Jannina noch für ein jüdisches Mädchen, dem sie arische Papiere besorgt hatte, und deren Schwester, die in einem Dorf lebte.

Diese beiden Mädchen waren eigentlich unsere Tanten. Das kam so: Unser Opa war sein ganzes Leben lang ein Bauer und führte ein arbeitsreiches, schweres Leben. Als seine Frau starb war er schon 74 Jahre alt. Seinen Weizen ließ er immer im Nachbarort mahlen, der Bauer dort war ein frommer Jude. Dieser hatte eine viel jüngere Frau. So jung und schön sie war, hatte sie doch einen schlechten Ruf und man sagte, ihre Kinder hätten viele Väter. Mein Opa mied sie und spuckte bei ihrem Anblick verächtlich auf den Boden. Als nun aber ihr Mann gestorben und sie eine Witwe war, fing mein Opa an, sie zu besuchen und er brachte Gemüse und Obst von ihr mit. Eines Tages erhielten wir von ihm durch Bauern aus dem Dorf eine Fuhre Kartoffeln für den ganzen Winter, Gemüse und Obst. Durch sie erfuhr mein Vater, dass der Opa in seinem Alter diese Frau geheiratet hatte. Das brachte meinen Vater in Rage und er wollte von Opa gar nichts mehr annehmen. Es stellte sich aber heraus, dass die Witwe all ihre Kinder gut untergebracht hatte. Mit 45 Jahren heiratete sie unseren Opa und bekam noch zwei Kinder mit ihm, zwei Mädchen. Das eine hieß Sara Guta, das andere Meitke Guta. Das Verhältnis zum Opa wurde wieder besser. Er bat auch meine Mutter, sich der Mädchen etwas anzunehmen, damit sie keine Gojim würden und damit sie etwas lernten. Zumindest Lesen und Schreiben sollte man ihnen beibringen. Er bat sie so lange, die Kinder zu sich zu nehmen, bis sie einwilligte. Meinem Vater war das gar nicht recht, da er immer noch über den Opa verärgert war. Aber eines Tages kam ein Bauer und brachte uns die beiden blonden Mädchen. Mutter sagte: »Kinder, seid doch nett zu ihnen, es sind doch eigentlich eure Tanten.«

Sie hatten sogar eine gewissen Ähnlichkeit mit uns. Doch sie standen in der Ecke und waren ziemlich verstört. Meine Schwester Mizia umarmte sie gleich und gab ihnen auch von unseren Spielsachen ab. Sie waren beide sehr schüchtern und sprachen nur untereinander. Vor uns hatten sie Angst und blieben am liebsten in der Küche. Dort unterhielten sie sich mit den Diensthofen. Mutter bestell-

te für sie Privatlehrer, um sie für die Schule vorzubereiten, aber sie wollten gar nichts lernen, wir fanden sie richtig »vernagelt«. Wir Kinder versuchten ihnen beizubringen, dass sie lernen sollten und wollten mit ihnen diskutieren. Doch es half alles nichts. Mutter gab sie dann zu einer kinderlosen Familie, die sie betreute – gegen Zahlung natürlich. Als sie 12 und 13 Jahre alt waren und immer noch nicht lernen wollten, beschloss meine Mutter, dass sie einen Beruf erlernen sollten. Wir Kinder sahen sie jetzt nur noch gelegentlich am Sonntag und hatten keinen vertraulichen Ton mehr mit ihnen, schließlich waren wir ja auch erwachsener geworden.

Als mein Opa 84 Jahre alt geworden war, erkrankte er – zum ersten Mal in seinem Leben. Der Arzt sagte, das Leben im Dorf sei zu schwer für ihn geworden. Also kam er zu uns. Vater hat ihm verziehen und er blieb bei uns wohnen. Zwischen ihm und dem Personal kam es wegen der jüdischen Speisegesetze öfter zu Unstimmigkeiten. Von meiner Mutter bekam er jede Woche Geld, aber das trug er immer sofort auf die Bank, als Aussteuer für seine Töchter. Sie besuchten ihn regelmäßig an jedem Schabbat³. Da sie ja Tante Janninas Stiefschwestern waren, besorgte diese ihnen arische Papiere. Eine von ihnen beschäftigte sie als Dienstmädchen bei sich, die andere wurde im Dorf auf ihre Kosten untergebracht.

Das Dienstmädchen hieß Helene (Halinka), sie war immer sehr gut zu unserer Tochter in der Zeit, als diese bei Tante Jannina untergebracht war. Sie hat den Krieg überlebt und lebt jetzt in Schaulen und wir sind noch immer mit ihr in brieflicher Verbindung. Die andere Schwester haben wir nach dem Krieg nicht mehr gesehen.

Unser Opa ist mit 90 Jahren gestorben. Bis zu seinem Tod brauchte er keine Brille und hat auch nie einen Stock benutzt. Bis zuletzt hatte er seine eigenen Zähne. Er trug allerdings eine Brille, jedoch ohne Gläser. Wenn man ihn fragte warum, so antwortete er: »Um meine Augen zu schützen.« Wenn die Leute herausbekämen, dass er noch sein gutes Sehvermögen habe, so dachte er, würden sie ihm Böses wünschen und das könnte schlecht für ihn ausgehen. Er vergötterte unsere Mutter und ist mit ihrem Namen auf den Lippen gestorben.

Nun wende ich mich wieder unserem Leben im Kloster zu. Jeden Tag erreichten uns neue schlechte Nachrichten. Es hieß, die Klöster würden durchsucht. Die Bauern wurden daran gehindert, ihre Lebensmittel ins Kloster zu bringen, sie wurden durchsucht und ihre Waren wurden ihnen abgenommen. Trotzdem mussten wir nicht Hunger leiden, denn die Schwestern teilten mit uns jeden Bissen. Schwester Lucia pflegte immer optimistisch zu sagen: »Kinder, nur die Hoffnung nicht verlieren, wir werden Hitler noch überleben!«

Das Versteck im Klosterdach

Jonas und Jascha hatten inzwischen ein Versteck für uns gefunden. Es befand sich unter dem Dach des Klosters. Mit Holzlatten verbauten sie die Dachkante, so dass ein Hohlraum entstand, in dem wir uns wohl verstecken konnten. Tag und Nacht arbeiteten sie daran und trugen auch schon einen Teil unserer Sachen hinauf. Von außen war nichts zu erkennen und vor den inneren Eingang hatten sie ein Fass Wein gestellt, über das man hinwegklettern musste. Der Eingang war eine versteckte Klappe in der Decke, die den Fußboden unseres Verstecks bildete. Von unten konnte man diese Klappe nicht sehen; sie wurde von unten geöffnet und von oben verschlossen. Zwei Wochen haben sie daran gearbeitet. Außer uns und den vier Nonnen wusste niemand davon.

Es war schon Ende März, eine Woche vor dem Passah-Fest³. Plötzlich hörten wir Bomben explodieren – Wilna wurde bombardiert. Größere Putzteile flogen von den Wänden, die Gefahr war groß. Wir durften nicht mit den Nonnen in den Bunker flüchten, damit sie unsere Gegenwart nicht bemerkten. Die Oberin und Schwester Lucia waren noch bei uns. Wir wollten sie überreden, in den Bunker hinabzugehen, aber sie wollten uns nicht verlassen.

»Es ist Gottes Wille«, sagten sie. »Was mit Euch passiert, passiert auch mit uns.« Die Bomben fielen auf die Stadt, und wir hatten das Gefühl, dass unser Ende nahe sei und ganz Wilna in Schutt und Asche läge. Die Fenster splitterten und fielen ein, der Geschirrschrank stürzte um und sein gan-

zer Inhalt fiel zu Boden und zerschellte. Wir gingen in die Diele, die Oberin sagte: »Betet zum lieben Gott, er wird uns helfen.«

Plötzlich war Stille, die Bombardierung hörte auf. Wir gingen ins Zimmer zurück und vor lauter Müdigkeit schliefen wir sofort ein. Wir wussten nicht, wie lange wir geschlafen hatten, als uns Schwester Benedikta aufrüttelte. Sie zitterte am ganzen Leib. Die Gestapo war ins Kloster eingedrungen und wollte es durchsuchen. Die Oberin verlangte einen Durchsuchungsbefehl zu sehen, um etwas Zeit zu gewinnen. Uns ließ sie sagen, wir sollten Schwester Benedikta folgen. So nahmen wir unser bisschen Hab und Gut und gingen ihr nach. Sie half uns, durch die Klappe zu klettern, Jonas war schon oben. Sie verschloss hinter uns die Öffnung, und wir versuchten uns zu fassen und Haltung zu bewahren. Jascha und Jonas waren stolz auf ihr Werk. Wir versuchten uns einzurichten und hofften, dass die Untersuchung bald beendet sein würde und wir in unser Zimmer zurückkehren könnten. Durch die Dachsparren konnten wir die brennenden Kasernen und die Löscharbeiten sehen. Es war ein Wunder, dass das Kloster nicht getroffen worden war, obwohl wir so nahe lagen.

Es wurde dunkel und wir warteten, ob jemand zu uns kommen würde. Die Durchsuchung konnte doch unmöglich so lange dauern. Was war passiert? Wir versuchten zu schlafen, aber Schrecken und Spannung ließen uns nicht zur Ruhe kommen. Auch am anderen Morgen warteten wir vergeblich, dass jemand zu uns kommen würde. Wir hatten kein Wasser und litten großen Durst. Dadurch, dass wir uns so beeilten, hatten wir nichts zu Trinken mitgenommen.

Es war abgesprochen worden, dass fünfmal Klopfen das Zeichen war, dass alles vorüber sei. Aber kein Zeichen ertönte, und unsere Spannung wurde immer größer. Wir mussten annehmen, dass mit den Schwestern etwas passiert war, und es kam uns zu Bewusstsein, dass wir uns selbst umtun mussten, um aus unserem Versteck herauszukommen. Jascha, die Oberin und die Schwestern hatten vorausgesehen, dass diese Situation eintreten könnte und hatten deshalb eine Säge mit ins Versteck genommen. Mit ihrer Hilfe konnte man eine Öffnung in die Dachwand sägen, auf diese Weise entkommen und über den Dachspeicher zu den Dächern des Klostergymnasiums gelangen. Von dort war der Weg zur Straße frei. Wir verbrachten noch eine zweite Nacht in unserem Versteck. Dann erklärte ich, dass ich bereit sei, hinunterzugehen, um festzustellen, was eigentlich passiert sei. Dabei wollte ich auch versuchen, Wasser zu besorgen. Ich hatte Hausschuhe an, so war mein Gang sehr leise, außerdem hatte ich mich in ein schwarzes Tuch gehüllt. Ich wollte mich, wenn die Gestapo mich aufspüren sollte, als Nonne ausgeben.

Ich ging hinunter und zählte auf dem Flur die Türen, an denen ich vorbeikam, um meinen Rückweg wieder finden zu können. Auf einmal sah ich in einem der Zimmer Licht und hörte auch Stimmen. Als ich vorsichtig hineinschaute, sah ich etwa zwanzig Männer vergnügt dasitzen, sie aßen und tranken, von den Schwestern war keine Spur mehr zu erkennen.

Ich rannte zurück zu unserem Versteck, meine Beine waren wie Watte vor Angst und Schrecken. Ich gab das verabredete Zeichen – fünfmal Klopfen – und die Klappe ging auf. Ich berichtete alles, was ich erspäht hatte, und uns allen war schlimm zumute. Uns war klar, dass wir hier herauskommen mussten, und wir überlegten hin und her, was wir tun konnten. Die dritte Nacht brachten wir in Kälte und ohne Wasser zu; zum Glück hatten wir wenigstens warme Decken. Vor lauter Angst vergaßen wir unseren Durst.

Конец ознакомительного фрагмента.

Текст предоставлен ООО «ЛитРес».

Прочитайте эту книгу целиком, [купив полную легальную версию](#) на ЛитРес.

Безопасно оплатить книгу можно банковской картой Visa, MasterCard, Maestro, со счета мобильного телефона, с платежного терминала, в салоне МТС или Связной, через PayPal, WebMoney, Яндекс.Деньги, QIWI Кошелек, бонусными картами или другим удобным Вам способом.